

Zehn Fragen an Prof. Dr. Sandra Richter

Prof. Dr. Sandra Richter ist seit dem 1. Januar 2008 Professorin und Leiterin der Abteilung Neuere Deutsche Literatur I an der Universität Stuttgart. Die diplomierte Politologin und habilitierte Literaturwissenschaftlerin hatte 2006 eine „Readership in German“ und 2007 eine Professur am King’s College London inne und war im Rahmen einer Gastprofessur 2002/2003 für ein Jahr in Paris. Ihre Professur in Stuttgart wird für die ersten fünf Jahre von der Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung im Rahmen des Rückkehrer-Programms gefördert. Wir haben Frau Prof. Dr. Richter zehn Fragen gestellt.

Zu welchem Zeitpunkt in Ihrer wissenschaftlichen Karriere und warum sind Sie ins Ausland, an eine englische Universität, gegangen?

England, speziell London war mir von einem Aufenthalt während der PostDoc-Phase im Emmy Noether-Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft vertraut. Nach der Habilitation lag es für mich deshalb nahe, mich auch dort für einen dauerhaften Posten umzusehen. Und als eine attraktive Stelle am King’s College London auftauchte, habe ich mich beworben.

Was ist Ihnen an Ihrem dortigen beruflichen Umfeld positiv, was negativ aufgefallen – auch im Rückblick und im Vergleich zum deutschen Hochschulsystem?

Positiv fand ich die vergleichsweise flachen Hierarchien, dass ich auch als junge Forscherin ernst genommen und ohne Rücksicht auf mein Alter befördert wurde. Wohltuend war auch das internationale Umfeld, das Zusammenarbeiten mit Wissenschaftlern aus allen Nationen in einer sehr munteren School of Humanities. Ebenfalls beeindruckt hat mich, dass der Präsident der Uni einmal im Monat Kollegen aller Bereiche und Qualifikationsstufen zum Essen einlud, um sich nach der Situation in den Institutionen zu erkundigen. Negativ hingegen war die Verwaltung: die Unmenge von Formblättern, die ständig auszufüllen waren - und dass die Verwaltung, wenn man sie selbst etwa für die Abrechnung von Drittmitteln brauchte, meistens nur zögerlich und schlecht funktionierte.

Im Jahr 2007 haben Sie den Ruf auf eine W3-Professur an die Universität Stuttgart erhalten und angenommen. Welche Dinge haben bei Ihrer Entscheidung für eine Rückkehr nach Deutschland eine Rolle gespielt?

Zunächst einmal zog mich das zum Zeitpunkt der Berufung sehr attraktive Umfeld an der Uni Stuttgart an: die Zusammenarbeit mit klugen Kollegen, die Stadt mit ihrem Kulturleben und der Umstand, dass im Vorort Marbach das Deutsche Literaturarchiv liegt, das für meine Forschungen sehr wichtig ist. Hinzu kam ein finanziell und ausstattungsmäßig ausgesprochen interessantes Angebot, das die Blybeangebote seitens des King’s College und ein konkurrierendes Angebot der Universität Jena übertraf. Und dann spielten natürlich private Gründe eine große Rolle. Mein Mann und ich pendelten zwischen Frankfurt und London; Frankfurt und Stuttgart liegen näher beieinander.

Hatten Sie auch ein paar „Bauchschmerzen“, aus dem angelsächsischen Hochschulsystem in das deutsche zurückzukehren?

Aber sicher - und diese Bauchschmerzen sind auch nicht ganz weggegangen. Dafür gibt es mehrere Ursachen: die Massenuni mit ihrem unmöglichen Verhältnis von Studierenden zu Lehrenden, die Seilschaften, Hierarchien, Erbhöfe, die Kooperationen erschweren. Man hat, wenn man aus dem englischen System kommt, wo jeder ständig um Neutralität und Fairness bemüht ist, häufig den Eindruck, dass in Deutschland zu viel gemauschelt wird und dass Verfahren nicht offen laufen. Deutsche Profs haben mehr Befugnisse als englische. Sie sind sozusagen permanente 'Heads of Department', ständig nicht nur mit Forschung und Lehre, sondern vor allem mit Verwaltung, Geld heranschaffen, Mitarbeiter versorgen befasst - und das ist offensichtlich nicht gesund. Ausstattungsfragen sind deutschen Kollegen manchmal wichtiger als wissenschaftliche.

Wie haben Sie Ihre ersten Semester an der Universität Stuttgart erlebt? Konnten Sie Neues aufbauen und eigene Ideen, Arbeitsweisen einbringen?

Ich konnte nicht, sondern musste - und wollte auch. Die Fakultät, in die ich hineinkam, war im Aufbruch. Es passierte viel Neues, und ich fand Kollegen, die gern und mit Freude kooperierten, Studierende, die neugierig aufnahmen, was die Neue erzählte, Mitarbeiter, die sich mit vollem Einsatz engagierten. Wir haben in der Zeit die BA- und MA-Programme verfasst, ein bi-nationales Promotionsprogramm mit dem King's College und in Kooperation mit dem Deutschen Literaturarchiv und dem Institut für Geschichte der Medizin der Bosch-Stiftung aufgebaut. Die Rückkehrprämie hat dabei geholfen, all das personell zu stemmen. Dafür bin ich sehr dankbar. Jetzt allerdings geht es meiner Fakultät an den Kragen. Für den Erhalt von Exzellenzprojekten soll sie so viele Stellen einsparen, dass ihre Existenz bedroht ist. Angesichts dieses Szenarios muss ich meine Entscheidung für eine deutsche Uni schon wieder kritisch prüfen.

Wie sieht Ihr beruflicher Alltag zwischen Forschung und Lehre, Institutsleitung und Gremienarbeit heute aus?

Das möchte ich einfach nur in Zahlen ausdrücken: Ich lehre vorschriftsmäßig neun Semesterwochenstunden. Die Vor- und Nachbereitungszeit ist etwa doppelt so lang. Hinzu kommen Sprechstunden, Korrekturen von Hausarbeiten, Klausuren, mündliche Prüfungen, die Betreuung von Doktoranden und Habilitanden und vor allem die Verwaltungsarbeit: Sitzungen, Gespräche, Formblätter, das Management von Drittmitteln. Insgesamt verbringe ich etwa 50 Stunden pro Woche mit Lehre und Verwaltung. Für die Forschung ist allenfalls am Wochenende oder in den Ferien Zeit. Sinnvoll und dauerhaft akzeptabel ist das nicht, auch nicht im internationalen Vergleich: In England verwaltet und lehrt man etwa ein Drittel der Zeit weniger.

Sie wurden sehr früh habilitiert und sind nun eine junge Professorin in leitender Funktion. Hat sich in Deutschland etwas getan hinsichtlich der Anzahl weiblicher

Hochschullehrer und Führungskräfte wie auch hinsichtlich der Attraktivität von Hochschulkarrieren?

Es hat sich etwas getan, aber nicht genug. Aus meiner Sicht gibt es noch immer zwei zentrale Probleme, die Frau in dieser Form in England oder in Frankreich nicht hat: Erstens existieren überhaupt zu wenig Kindergärten und so gut wie keine, die Kinder ab 0 Jahren aufnehmen und von 8.00 bis 18.00 betreuen - was für Eltern (ich spreche in diesem Zusammenhang bewusst nicht nur von Frauen) in der akademischen Qualifikationsphase und danach notwendig wäre. Zweitens dauern die Qualifikationswege bis zur ersten festen Stellen in Deutschland zu lang. Wer mit 40 seine Professur bekommt, steht bis zu diesem Zeitpunkt physisch und psychisch so unter Druck, dass meistens entweder die Karriere oder die Familienplanung entfallen.

Was könnten insbesondere deutsche Universitäten Ihrer Meinung nach mehr tun oder anders machen, um als Arbeitgeber und Forschungsstätte für im Ausland tätige, deutsche oder nichtdeutsche Wissenschaftler(innen) attraktiver zu werden?

Die beiden beklagten Punkte ändern: Kindergärten mit attraktiven Öffnungszeiten schaffen und frühzeitig Juniorprofessuren mit Tenure Track vergeben, in die sich Babypausen einbauen lassen.

Die deutsche Hochschullandschaft befindet sich seit Jahren in einer tiefgreifenden Reformphase. Dies betrifft in hohem Maße die Neustrukturierung und Neukonzeption von Studiengängen und die Art der Abschlüsse. Wie erleben Sie als Lehrende diese Umbruchphase? Welche Chancen und Gefahren sehen Sie – für Studenten, für die Forschung?

Bologna und die Exzellenzinitiative haben etwas bewegt, und das ist gut so. Aber es gibt eine Menge Flurschäden, deren Ausmaß wir erst in den nächsten Jahren voll erfassen werden. Erstens kosten die Reformen enorm viel Zeit und Nerven. Zweitens ist Bologna eine ausgesprochen bürokratische Erfindung, in die sich, jedenfalls im BA, nur mit Mühe Freiräume zum intensiven Studium einbauen lassen. Anders steht es in den MA-Programmen: Wenn diese (wie hoffentlich bei uns) klug angelegt sind, dann können Studierende dort eine Menge praktische und fachliche Erfahrungen erwerben und sich bestens qualifizieren. Drittens führte die Exzellenzinitiative zwar positiv dazu, dass man landauf landab überlegt hat, wo die eigenen Stärken und Schwächen liegen, aber jetzt müssen die Unileitungen massiv Gelder und Stellen umschichten, um ihre Exzellenzprojekte zu erhalten - und kappen tradierte wie junge Wissenschaftskulturen, die erst auf dem Weg zur Exzellenz sind. Wenn man die Wissenschaften wirklich fördern will, dann geht das nicht durch Umschichtungen, sondern es muss langfristig mehr Geld ins gesamte System fließen.

Wie beurteilen Sie die Lage der Geisteswissenschaften im Zusammenhang mit den Neustrukturierungen hierzulande?

Die Geisteswissenschaften zählen zu den Bereichen, die landesweit wenig von der Exzellenzinitiative profitieren, weil sie nur am Rande daran beteiligt sind. Mehr noch: Sie werden zum Steinbruch für Mittel, mit denen dann die Exzellenzprojekte erhalten werden sollen. Die Geisteswissenschaftlichen Kollegs von BMBF und DFG können dieses Problem nicht ausgleichen, weil sie weniger öffentlichkeitswirksam sind und auch weniger auf Strukturförderung zielen. Diese Entwicklung ist fatal für ein Land, das weltweit vor allem im geisteswissenschaftlichen Bereich punktet.

Und zum Abschluss, welche positive persönliche Erfahrung bei oder seit Ihrer Rückkehr nach Deutschland möchten Sie an dieser Stelle besonders herausstellen?

Eine Erfahrung freut mich besonders: dass es mittlerweile in meinem Umfeld viele junge Kollegen gibt, die nach ihrer Ochsentour durch den Bewerbungswald ihren Spaß am Forschen und Lehren nicht verloren haben und jetzt als Professoren wunderbar miteinander zusammenarbeiten - sofern sie die Zeit und die Möglichkeiten dafür finden.

Wir danken Ihnen ganz herzlich für das Gespräch!